

Andererseits reicht es heute weniger denn je aus, daß Theologie bekennt, von der Literatur lernen zu wollen. Der Literaturkritiker *Paul Konrad Kurz* wies in Tübingen darauf hin, daß so wie die literaturkundliche Seite darüber zu wachen habe, ob religiöse Texte „das poesiekritische Bad und die ideologiekritische Nagelprobe“ bestünden, es Aufgabe der theologiekundlichen Seite wäre, den „häretischen Impuls“ aufzuzeigen. Adolf Muschg riet der Kirche zu „mehr Mut zu den eigenen Formeln“. Und Hubertus Halbfas qualifizierte das von Jens angeführte Blochsche „peut-être“ als Antwort auf die Frage nach der Auferstehung als eine zu kleine Grundlage für Religiosität: „Auf der Basis eines peut-être kann ich kein Fest feiern und kein Osterlied singen.“

Auch angesichts einer sich ankündigenden „neuen Mythologie“ und deren „Janusgesichtigkeit“ (der Literaturwissenschaftler *Wilfried Barner*) könnte eine sich entschiedener einbringende Theologie vonnöten sein,

um fällige Unterscheidungen anzubringen. Und sei es nur mit einer Bemerkung, wie sie in die Debatte geworfen wurde, daß man Mythen zwar erzählen könne, man nicht jedoch an sie glauben bzw. man sich auf Grund von ihnen nicht ändern bräuchte. Eine Theologie, die sich nicht länger gegen die in Literatur sich niederschlagende menschliche Erfahrung abdichtet, sollte genügend Standvermögen besitzen, um etwas offensiver das kritische Gespräch mit der Literatur zu suchen. Die Tübinger Veranstaltung zeigte aufs Ganze gesehen eine in dieser Weise *unerwartete Bereitschaft* seitens der Literaten wie der Literaturwissenschaftler, sich auf Religion einzulassen.

Zu voreiligen Hoffnungen der Kirchen dürfte jedoch wenig Anlaß bestehen. Ausgangspunkt für die Beschäftigung der Literatur mit Religiösem ist und bleibt die Subjektivität dessen, der sich schreibend mitteilt. Im übrigen darf mit Fug und Recht angenommen werden, daß die anwesen-

den Schriftsteller keineswegs repräsentativ für die Gegenwartsliteratur insgesamt gewesen sein dürften. Stellenweise hätte man sich geradezu gewünscht, daß der eine oder andere produktive Quertreiber die sich ordnenden Kreise gestört hätte. Religiosität, wie sie mehr und mehr auch in der Gegenwartsliteratur ihren Ausdruck findet, hat sich von der Institution Kirche längst emanzipiert. Und es bestehen keine Anzeichen, daß sich dies ändern könnte. So wichtig es sein kann, Ähnlichkeiten und Zusammenhänge aufzudecken, den gemeinsamen Feind von Theologie und Literatur auszumachen, nämlich „Belanglosigkeit und Banalität“ (Walter Jens), das Sperrige, Kantige, Widersetzliche von Literatur bleibt und muß bleiben. Und auch eine begriffliche Vereinnahmung hilft niemandem. *Peter Härtling* wehrte sich beispielsweise einmal mit der Bemerkung: „Jetzt sehen wir einmal von der Gnade ab und bleiben bei dem, was uns wichtig ist, bei der Phantasie“.

K. N.

Eine erstaunliche Entwicklung

Ökumene in Österreich

„Es grüßt Sie ein Land, geöffnet dem ökumenischen Dialog“, sagte der Wiener Erzbischof Kardinal *Franz König* am 10. September 1983 zum „Pilger Johannes Paul II.“ bei der Europavesper in Wien. Was dieses Wort, dem von den Christen Österreichs und von den römischen Gästen Zustimmung gezollt wurde, bedeutet, soll im nachfolgenden kurz skizziert werden.

Ein Blick in die Geschichte

In den 30er Jahren dieses Jahrhunderts war in den Augen vieler „Österreicher-Sein“ und „Katholisch-Sein“ schlechterdings „synonym“. Beim *Katholikentag 1933* wollte man von dem „mehr als 1700jährigen ungebrochenen Katholizismus in Österreich“ Zeugnis geben und sollte sich Wien als ein „zutiefst immer noch kernkatholische Stadt“ erweisen!

Ein Blick in die Geschichte verrät, was dieser „ungebrochene Katholizismus“ bedeutet. Die *Reformation* machte vor den Toren Österreichs nicht halt. Ohne hier die ganze Vielschichtigkeit und Verflochtenheit der religiösen, kulturellen, politischen und sozialen Prozesse darlegen zu können, sei nur so viel festgehalten: Kein Landesteil blieb

davon unberührt. Um 1580 stand die Reformation auf ihrem Höhepunkt in Österreich. Nach dem heutigen historischen Befund stimmten damals etwa 90% der Bevölkerung der Lehre Luthers zu. Zum gleichen Zeitpunkt setzte dann die *Gegenreformation* ein, der Versuch, das Verlorene wiederzugewinnen; denn, wie der katholische Kirchenhistoriker *Josef Wodka* schreibt, es war „für die Habsburger eine Existenzfrage, den Protestantismus in ihren eigenen Erbländern aufs Haupt zu schlagen“, ohne ihnen dabei religiöse Motive abzusprechen.

Die Wirren dieser konfessionellen Auseinandersetzungen sind im Kontext damaliger Zeitgeschichte zu sehen. Es steht uns nicht zu, uns heute ein Richteramt anzumaßen. Doch die Schuldverflochtenheit darf nicht geleugnet werden. Die fast vollständige „Rekatholisierung“ Österreichs in wenigen Jahrzehnten gelang nur mit Hilfe des starken „weltlichen Arms“ und mit nach heutigem Urteil erschreckenden Methoden der Intoleranz.

Es folgten 200 Jahre *Geheimprotestantismus*. Eine Geschichte voll Leid und religiösem Fanatismus auf beiden Seiten, die erst mit dem Toleranzpatent Kaiser Josephs II. am 13. Oktober 1781 ihr Ende fand. Die damals durch Vertreibung, „Transmigration“, Bücherverbrennungen

und „Konversionshäuser“ zugefügten Wunden wurden bei der 200-Jahr-Feier dieses Toleranzpatentes 1981 und im Lutherjahr 1983 noch deutlich erfahrbar. Diese Geschichte beeinflusst bis heute die ganz konkreten – teils unterschiedlichen – Voraussetzungen zum ökumenischen Dialog. Sie erklärt auch, daß bis heute in Österreich evangelische Christen in erster Linie unter den Gebildeten und Selbständigen und kaum unter Arbeitern anzutreffen sind.

Diese Geschichte zu kennen – oft bis ins genaue Detail – ist unerläßliche Voraussetzung einer „Ökumene an der Basis“. Ihr muß man sich stellen, sie gilt es aufzuarbeiten. Einige positive Beispiele:

Der Salzburger Erzbischof *Robracher* bat 1966 bei der Amtseinführung des evangelischen Superintendenten Sturm um Vergebung für die Vertreibung der Evangelischen unter seinem Vorgänger Erzbischof Firmian 1731. In Wien fand 1983 und 1984 der „Ökumenische Stadtkreuzweg“ genau auf der Route statt, auf der im 16. Jahrhundert die Evangelischen „ausliefen“, um zu Hernals im Schloß der „Geyer“ und später der „Jörger“ das „lautere Wort Gottes“ zu hören, und in der Zeit der Gegenreformation die Katholiken einen Passionsweg anlegten, um in „solenner Procession in höchster Anwesenheit des Kayzers“ zum Heiligen Grab nach Hernals zu pilgern. Auf diesem Weg trugen jetzt der Wiener lutherische Superintendent und der katholische Bischofsvikar gemeinsam das Kreuz als Zeichen der Buße und der Versöhnung; der reformierte Stadtpfarrer predigte, und auch Altkatholiken nahmen am Kreuzweg teil.

Als Zeichen brüderlichen Geistes begleitet heute der katholische Pfarrer seinen evangelischen Kollegen, wenn er zu einem Begräbnis eines evangelischen Christen ins Defregental (Osttirol) kommt. Die Vorfahren dieser Protestanten wurden hier einstmals vertrieben, ihre Kinder mußten sie zurücklassen.

Auch nach 1781 gestaltete sich das Verhältnis zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche keineswegs problemfrei. Viele Österreicher wurden evangelisch, weil sie los-von-Rom wollten, andere traten der evangelischen Kirche in den Jahren 1938–1945 bei, wieder andere wurden schlicht „geheiratet“! Ebenso belasteten die Ereignisse in der Zeit des Ständestaates 1934–38 das Verhältnis zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche in Österreich. Die Phasen dieser Geschichte bedürfen noch weithin einer Aufarbeitung, auch innerhalb der Evangelischen Kirche selbst, wie der derzeitige Leiter des Predigerseminars 1981 selbstkritisch feststellte.

Vielfalt der Traditionen

Eines ist aber unbestritten: seit 1781 ging die Evangelische Kirche in Österreich einen Weg zu immer größerer Freiheit, bis zum „Bundesgesetz über äußere Rechtsverhältnisse der Evangelischen Kirche in Österreich“ vom 6. Juli 1961, mit dem ihr voller Anteil an der österreichischen Öffentlichkeit und volle Gleichstellung mit der katholischen Kirche gegeben wurde.

Ein *Spezifikum* der Evangelischen Kirche in Österreich sei hier eigens erwähnt: Lange bevor es zur *Leuenberger Konkordie* kam, wurde sie in Österreich bereits praktiziert. Zwei selbständige Kirchen (die Evangelische Kirche A. B. und die Evangelische Kirche H. B.) sind verbunden durch eine gemeinsame Generalsynode und einen gemeinsamen Oberkirchenrat. Der Bischof der Evangelischen Kirche A. B. vertritt die Evangelische Kirche A. und H. B. in Österreich nach außen. Die katholische Kirche ist heute um Kontakte zu *beiden* evangelischen Kirchen bemüht.

Religionszugehörigkeit in Österreich (laut Volkszählung 1981)		
Gesamtbevölkerung	7 555 338	
Katholische Kirche	6 372 159 (84,4%)	9 Diözesen
Evangelische Kirche A. B.	405 148 (5,4%)	7 Superintendenzen 180 Pfarrgemeinden
Evangelische Kirche H. B.	18 008 (0,2%)	9 Pfarrgemeinden
Altkatholische Kirche	25 547 (0,3%)	12 Kirchengemeinden
Anglikanische Kirche		} insgesamt etwa 120 000, wurden nicht eigens erhoben
Methodistenkirche		
Orthodoxe Kirchen		
Griechisch-orthodoxe Metropolis von Austria		
Russisch-orthodoxe Kirche – Bischofssitz		
Bulgarisch-orthodoxe Kirche		
Rumänisch-orthodoxe Kirche		
Serbisch-orthodoxe Kirche		
Altorientalische Kirchen:		
Armenisch-apostolische Prälatur		
Koptische Kirchengemeinde		
Syrisch-orthodoxe Kirchengemeinde		
Islamische Gemeinschaft	76 932	
Israelitische Kultus-gemeinde	7 127	
Buddhistische Union (wurde noch nicht eigens erhoben)		
Konfessionslose	452 039 (6,2%)	

Die Ökumene in Österreich wird heute durch die orthodoxen und altorientalischen Christen mitbestimmt. Fünf orthodoxe und drei altorientalische Traditionen sind in Wien, der ehemaligen Residenzstadt der Monarchie, manche auch in anderen Teilen Österreichs beheimatet. Die Wurzeln der griechisch-orientalischen Gemeinde sind bis ins 15. Jahrhundert zurückzuverfolgen, die koptischen und die syrisch-orthodoxen Christen haben erst im letzten Dezennium hier eine Heimat gefunden. Das Toleranzpatent 1781 bedeutete auch für sie den Beginn der religiösen Freiheit, wodurch sie sich mit den Evangelischen verbunden wissen.

Das am 23. Juni 1967 vom Parlament beschlossene „Orthodoxengesetz“, das in der gesamten Orthodoxie als vorbildlich erachtet wird, brachte schließlich die volle Gleichberechtigung. Die armenisch-apostolische Gemeinde erhielt 1972 durch eine eigene Verordnung die staatliche Anerkennung.

Zu den staatlich anerkannten Kirchen zählen weiters die Altkatholische Kirche Österreichs und die Methodistenkirche in Österreich, die beide zu den Gründungsmitgliedern des „Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich“ gehören. In diesem Rat, dem alle nicht-römisch-katholischen Kirchen in Österreich als Mitglied angehören, hat die Österreichische Bischofskonferenz seit 1970 Beobachterstatus. Dem Ökumenischen Jugendrat in Österreich gehört die Katholische Jugend seit 1967 als Vollmitglied an. Die Vielfalt wird noch durch die Anglikanische Botschaftskirche und Gemeinden freikirchlicher Tradition vergrößert.

Die nachkonziliare Entwicklung

Das Zusammenfallen der staatlichen Gleichberechtigung der evangelischen und orthodoxen Kirchen mit den ökumenischen Impulsen des Zweiten Vatikanischen Konzils, die in Österreich sehr rasch aufgegriffen wurden (1964 Gründung des Stiftungsfonds „Pro Oriente“ [vgl. HK Januar 1983, 43–45], Diözesansynoden, Synodaler Vorgang u. a.) führen zu einer *neuen Ära* im Zusammenleben der Christen in Österreich.

Aus den Jahrhunderten des Gegeneinander und dem allmählichen Nebeneinander in den 50er Jahren sucht man nach Wegen zum Miteinander, und manchmal gelingt bereits das Füreinander. „Dankbar blicken wir in unserer Heimat auf die positive Entwicklung der zwischenkirchlichen Verhältnisse. Der Wandel ist offenkundig“, sagte der evangelische Bischof *Dieter Knall* am 11. September 1983 zu Papst Johannes Paul II. Bereits 1981 hatte der Landessuperintendent der Reformierten Kirche geschrieben: „Dankbar erkennen wir die großen Möglichkeiten, die uns eine offene, liebevolle katholische Kirche in unserem Land bietet. Der einstige Konkurrenzkampf und alle seine Erscheinungen klingen heute wie Anachronismen. ... Das Stück des Weges, welches wir mit der katholischen Kirche gemeinsam gegangen sind, hat uns weit nach vorne geführt. Näher zur demütigen Erkenntnis, daß alles an der Gnade Gottes hängt, an seiner Toleranz um Christi willen.“ Und der Vorsitzende des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich stellte in einer Predigt beim Nachtgebet für Wien 1983 fest: „Wir (haben) Gott sei Dank – und das sei laut ausgesprochen – eine katholische Partnerkirche in diesem Land, die bis an die Grenzen des ihr Erlaubten geht, die ihren Spielraum voll anwendet.“

Späterer Geschichtsschreibung ist es vorbehalten, die Bedeutung des Erzbischofs von Wien, Kardinal König auf diesem Weg des Dialogs, der gegenseitigen Achtung, Anerkennung und Brüderlichkeit voll zu würdigen. So viel läßt sich aber schon jetzt sagen: sein Beitrag war und ist entscheidend sowohl für die eigene Diözese als auch als Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonferenz für das ganze Land und schließlich als „römischer“ Kardinal über die Grenzen des Landes hinaus.

Doch er steht keineswegs isoliert da. Mitbrüder im bischöflichen und priesterlichen Amt, Mitarbeiter in den

verschiedenen Gremien, Theologen an den österreichischen Fakultäten, engagierte Laien und Ordensleute sorgen dafür, daß er nicht als einsamer Rufer in der Wüste erscheint.

Der griechisch-orthodoxe „Metropolit von Austria“, *Chrysostomos Tsiter*, der Doyen der orthodoxen Geistlichen in Österreich, fördert in beispielhafter Weise alle Bemühungen und bereitet mit Klugheit und vertrauensbildenden Maßnahmen manchen zukunftsweisenden Schritt vor. Die „Lainzer Gespräche“, die vier „Nichtoffiziellen ökumenischen Konsultationen zwischen Theologen der altorientalischen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche“, die nach 1500 Jahren gegenseitiger Ignorierung zu überraschenden Annäherungen und zur Aufarbeitung vieler Vorurteile führten, wären ohne den Beitrag des armenischen Prälaten *Mesrob Krikorian*, derzeit Patriarchal-delegat auch für Deutschland und Schweden, kaum durchzuführen gewesen.

Auch Verantwortliche in den evangelischen Kirchen sind immer wieder um den ökumenischen Dialog bemüht. Bereits am 26. Mai 1965 übersandte der Bischof der Evangelischen Kirche A. und H. B. in Österreich, *Gerhard May*, den Österreichischen Bischöfen eine Denkschrift, in der er auf das am 21. November 1964 verabschiedete Ökumenismusdekret einging und auf Grund des „neuen verpflichtenden interkonnessionellen Ethos“ eine Reihe von Themen zur Beratung vorschlug. Die positive Antwort des österreichischen Episkopats veranlaßte ihn, im Herbst 1965 vor der Generalsynode A. und H. B. von dem Beginn einer neuen Epoche zwischenkirchlicher Beziehungen zu sprechen. Im Jänner 1966 nahm die *Gemischte-katholisch-evangelische Kommission* ihre Arbeit auf, die sie bis heute weiterführt.

Die Synode der Reformierten Kirche richtete an die Österreichische Bischofskonferenz eine Einladung zur gemeinsamen Prüfung des Dokumentes „Die Gegenwart Christi in Kirche und Welt“ (Schlußbericht der ersten Beratungsrunde zwischen Vertretern des Reformierten Weltbundes und dem Sekretariat für die Einheit der Christen) und leitete damit einen intensiven Gesprächsvorgang ein. Konsultationen finden auch zwischen der katholischen und der altkatholischen Kirche statt. Vor kurzem nahm die altkatholische Kirche auch Gespräche mit der evangelischen Kirche auf.

Der Beitrag des ORF und der Theologischen Fakultäten

Der Österreichische Rundfunk (ORF) leistet in Österreich einen unverzichtbaren Beitrag zum ökumenischen Kontakt und gemeinsamen Zeugnis. Am 15. August 1984 wird die 1000. „Ökumenische Morgenfeier“ gesendet. 1000mal kamen Vertreter der christlichen Kirchen (jeweils aus drei verschiedenen Kirchen) zusammen, um miteinander eine Morgenfeier vorzubereiten und gemeinsam zu gestalten. Im Laufe des Jahres kommen alle Traditionen zu Wort, das Verbindende wird in den Mittelpunkt

gestellt, ohne das Unterscheidende und noch Trennende zu verschweigen oder zu verleugnen. Ein Manuskriptdienst ermöglicht, das Gehörte in Gruppen, im Freundeskreis oder durch persönliche Lektüre zu vertiefen. Wie viele Vorurteile hier seit 1967 abgebaut, wie viele positive Anstöße gegeben und Freundschaften unter den Mitwirkenden entstanden sind, läßt sich kaum abschätzen. Darüber hinaus sind alle kirchlichen Sendungen des Österreichischen Rundfunks – im Hörfunk und im Fernsehen – um ökumenische Weite bemüht. So setzt man sich z. B. im Augenblick für eine möglichst gute Berichterstattung von der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes im August 1984 in Budapest ein.

Reformation und Bildung sind von Anfang an eng miteinander verbunden. Dem Denken und Forschen kommt in den reformatorischen Kirchen ein hoher Stellenwert zu. So wurde die 1819 gegründete evangelisch-theologische Lehranstalt 1821 in Wien eröffnet und nach mehrfachen vergeblichen Bemühungen um Eingliederung in die „Alma Mater Rudolphina“ 1922 als selbständige Evangelisch-Theologische Fakultät in die Wiener Universität aufgenommen. In der nachkonziliaren Zeit öffnete sie sich auch für den ökumenischen Dialog. Der weit über Österreich hinaus bekannte, bereits verstorbene Prof. *Wilhelm Dantine* sei hier stellvertretend für viele seiner Kollegen genannt. Die Mitglieder dieser Fakultät sind heute nicht nur Gesprächspartner der Wiener Katholisch-Theologischen Fakultät, sondern ebenso der weiteren österreichischen Theologischen Fakultäten und Lehranstalten.

An den Katholischen Fakultäten in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck wird „ökumenische Theologie“ doziert; in Wien werden auch gemeinsame Lehrveranstaltungen der beiden Fakultäten angeboten. Das Institut für Ökumenische Theologie und Patrologie der Theologischen Fakultät Graz gibt das „Ökumenische Forum“, Grazer Hefte für konkrete Ökumene, heraus. Wien war auch wiederholte Male Veranstaltungsort der (evangelischen) Europäischen Theologenkongresse; zuletzt trafen sich im Gedenkjahr des Toleranzpatentes 1981 400 Theologen, was wohl für den internationalen Ruf der hiesigen Evangelisch-Theologischen Fakultät spricht. Allerdings war ihr Verhältnis zur Kirchenleitung keineswegs immer spannungsfrei.

Durch den Lehrstuhl für Ostkirchenkunde an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Wien wird auch auf akademischem Boden zur Befassung mit den ostkirchlichen Traditionen hingeführt. Orthodoxe Studenten, Stipendiaten der Österreichischen Bischofskonferenz, bereichern mit ihren Erfahrungen dieses Gespräch.

Bis zu Beginn der 60er Jahre waren die Mitgliedszahlen der evangelischen und der altkatholischen Kirche im Steigen begriffen, seither zeigt sich wie in der katholischen Kirche eine steigende Zahl von Kirchenaustritten und eine Abnahme im Kirchenbesuch. Die einzelnen Kirchen ringen mit diesem Problem. Die ökumenische Herausforderung der mehr als 450 000 *Konfessionslosen* wurde bisher noch nicht genügend beachtet.

Zur christlichen Glaubwürdigkeit bei den Distanzierten

und zum Abbau konfessioneller Vorurteile trugen wohl die nach „*Matrimonia mixta*“ gemeinsam erarbeiteten *Regelungen für „konfessionsverschiedene Eheschließungen“* bei. Der hierdurch angebotene Weg wird durch die überwiegende Mehrheit der konfessionsverschiedenen Brautleute begangen. Bedenkt man, daß in Österreich 4 von 5 evangelischen oder altkatholischen Christen eine Ehe mit einem Katholiken eingehen, dann wird der pastorale Stellenwert dieser Regelung ersichtlich. Die Vorbereitung und Begleitung konfessionsverschiedener Eheleute wird wohl in der Zukunft noch intensiviert werden müssen, damit sie eine Beheimatung in beiden Gemeinden finden können.

Fragen „unterwegs“

Die rasche Entwicklung der letzten 20 Jahre läßt alte Fragen in einem neuen Licht erscheinen.

Zunächst führt das Entdecken des Gemeinsamen und das Erkennen konfessioneller Engführung in der Vergangenheit bei manchen zu einer *Identitätskrise*. Warum bleiben wir noch unterschieden/getrennt? Warum bleiben wir z. B. evangelisch? Was ist unser spezieller Auftrag heute? Oder: Sind wir noch katholisch? Die Gefahr ist groß, in solchen „Engpässen“ auf heute bereits überholte Argumente zurückzugreifen. Die Aufarbeitung dessen, was sich an konfessioneller Begegnung in Österreich aufgetan hat, steht teils noch aus, und zwar insbesondere dort, wo man in den „eigenen“ Reihen die „Defizite“ der eigenen Tradition und Frömmigkeit benennen müßte. Hier wird nur eine vorurteilsfreie Befassung mit Schrift und Tradition weiterhelfen. Die große Periode *gemeinsamer* Geschichte und der *gemeinsame* Auftrag für die Welt von heute und morgen müssen noch viel mehr ins Blickfeld kommen. Hoffnunggebende Ansätze hierfür lassen sich bereits erkennen.

Gleichzeitig besteht „Angst in den jeweils eigenen Reihen, etwas zu verlieren, aufgeben zu sollen, woran sich Väter und Großväter gehalten haben, und das wohl nicht ganz ohne Grund“, wie es auf einer ökumenischen Fachtagung 1982 in Wien-Neuwaldegg klar formuliert wurde. „Entängstigung“ bei gleichzeitiger Identitätsfindung ist geboten. Verstärkte Bildung auf allen Ebenen und ein offener Dialog, in dem auf der Basis des Gemeinsamen das Unterscheidende zur Sprache gebracht wird, sind nötig.

Die *Empfindlichkeit der „Diasporakirchen“* muß gesehen werden. Der in den beim Österreichischen Katholikentag 1983 verabschiedeten „*Perspektiven der Hoffnung*“ ausgesprochene Wunsch: „Es soll alles geschehen, damit sich die Mitglieder der verschiedenen christlichen Kirchen in Österreich als Christen unter Christen erfahren können“, wird erst allmählich in Erfüllung gehen. Das „*par cum pari*“ muß von der katholischen Kirche im Umgang mit den anderen Kirchen ganz ernsthaft genommen werden und ist stets unter Beweis zu stellen. Sie hat sich auch dafür ausgesprochen, das ökumenische Anliegen von zahlenmäßigen Erwägungen zu befreien, und weithin damit erst die Chance für eine Begegnung geschaffen. Weicht

man in einem Einzelfall von dieser Generallinie ab, so wird dies sehr rasch von der anderen Kirche als „Zurücksetzung“ erfahren. Umgekehrt gibt es auch Katholiken, die gerne machtvollere Zeichen sähen und nach einer apologetischen Haltung der „Mehrheitskirche“ rufen.

Dem *Religionsunterricht* und der Ausbildung derer, die ihn erteilen, kommen in dieser Phase große Bedeutung zu. Die zunehmende Zahl der Abmeldungen vom Religionsunterricht trifft alle Kirchen. Für die evangelischen bzw. altkatholischen Religionslehrer kann dies nicht selten zur Verminderung ihrer Stundenanzahl und zum Verschieben des Religionsunterrichtes in die Nachmittagsstunden führen. Orthodoxen und altorientalischen Kindern wird in der Schule kein eigener Religionsunterricht erteilt. Gerade sie wollen ihn aber oft gern besuchen. Um ihnen das Gefühl des „Ausgeschlossen-Seins“ zu nehmen, ist man um „individuelle Lösungen“ im Geist der „Oikonomia“ bemüht. Gleichzeitig erhalten viele orthodoxe und altorientalische Kinder außerhalb der Schule von ihren Seelsorgern Religions- und Sprachunterricht, damit sie in der eigenen Tradition beheimatet werden, was für den Fortbestand der Gemeinden unerlässlich ist.

Diese Situation verlangt eine ökumenische Aufgeschlossenheit im Religionsunterricht, eine sachgerechte Information über die einzelnen Kirchen und Traditionen und eine gewisse Vertrautheit mit den verschiedenen Frömmigkeitsformen und Spiritualitäten. Neben Besuchen der verschiedenen Gemeinden, Gedankenaustausch der Religionslehrer und Berücksichtigung dieser Fragen in der Ausbildung könnte hier die Erarbeitung gemeinsamer Lehrmittel hilfreich sein. Doch da steht man erst am Anfang.

Konfessionsverschiedene Braut- und Eheleute und ökumenische Gruppen fragen verstärkt nach den offiziellen pastoralen Konsequenzen der ökumenischen Konvergenztexte. Warum bleiben sie z. B. ohne jede Relevanz für die am 1. Juni 1972 erlassene „Instruktion für besondere Fälle einer Zulassung anderer Christen zur eucharistischen Kommunion in der katholischen Kirche“, die seither immer wieder unverändert festgeschrieben wird? Ließen sich hier nicht Kriterien finden, die hilfreich wären für „unterwegs“ und nicht einem „vorausseilenden Gehorsam bzw. Ungehorsam“ gleichkämen? Wie weit kann hier eine Ortskirche nach eigenen Hilfestellungen suchen?

Gemeinsame Zeichen

Die gemeinsame Feier der Gebetswoche für die Einheit der Christen vom 18. bis 25. Januar und der Weltgebetstag der Frauen am 1. Freitag im März haben weithin einen festen Platz im Leben der Gemeinden gefunden. Ein „Ökumenisches Nationalkomitee für den Weltgebetstag der Frauen in Österreich“ wurde gegründet. Diese Initiativen wirken sich positiv auf das gesamte ökumenische Klima aus. Sie können aber auch zur „Routine“ werden und im Formalen steckenbleiben. Deshalb wird man sich verstärkt um ökumenische Bildung und eine gute Vorbe-

reitung bemühen müssen. Als sinnvoller Weg erweisen sich dabei ökumenische Bibelkreise, ökumenische Familienrunden, die als tragende Gruppe solche Gottesdienste gestalten. Auch das ökumenische Friedensgebet zeichnet sich durch eine starke integrative Kraft aus.

Bei *öffentlichen Akten* wird weithin nach einem gemeinsamen Zeugnis der Seelsorger und Gemeinden gefragt und dies als Zeichen „versöhnter Brüderlichkeit“ verstanden. Im *sozialen Bereich* sind heute viele Formen der Zusammenarbeit zur Selbstverständlichkeit geworden. Die von der katholischen und der evangelischen Kirche gemeinsam getragene Telefonseelsorge sei hier eigens genannt. Im Bereich der kategorialen Seelsorge, im Krankenhaus, im Gefängnis, in der Hochschuleseelsorge u. a. entwickeln sich ebenfalls verschiedene Formen der Kooperation. Zukunftsweisend scheint auch ein durch gegenseitige Inspiration bewirkter *Wandel im Spirituellen* zu sein. Die Heilige Schrift als lebendiges Wort Gottes gewinnt im katholischen Raum zunehmend an Bedeutung, und die evangelischen Gemeinden feiern häufiger das Abendmahl, integriert im sonntäglichen Hauptgottesdienst. Wie erst kürzlich vom Wiener Superintendenten zu hören war, blieb trotz Rückgang der Gottesdienstbesucher die Zahl der Teilnehmer am Abendmahl konstant.

Steigende Präsenz der Nichtchristen

1979 wurde der Islam in Österreich – heute die drittgrößte Religionsgemeinschaft in diesem Lande – staatlich anerkannt, 1983 der Buddhismus. Durch die internationalen Behörden (Wien ist dritte UNO-Stadt), die ausländischen Arbeitnehmer, die Studenten aus Asien und Afrika und den von Jahr zu Jahr steigenden Urlauberstrom aus außereuropäischen Ländern begegnen immer mehr Österreicher Angehörigen der verschiedenen Weltreligionen und lernen sie in ihrer Vielfalt kennen. In naher Zukunft werden sich die Christen in Österreich verstärkt dieser Herausforderung stellen müssen.

Eine besondere Bedeutung kommt schon jetzt dem *christlich-jüdischen Gespräch* zu. Der Christlich-jüdische Koordinierungsausschuß ist um die Aufarbeitung der schuldbeladenen Vergangenheit und um ein besseres Verstehen der unterschiedlichen Glaubenshaltungen bemüht.

Den Geist, der die nachkonziliare ökumenische Entwicklung in Österreich bestimmt hat, umschrieb einer ihrer profilierten Wegbereiter und Mitarbeiter, der verstorbene *Otto Mauer*, so: „Eifer mit Geduld zu verbinden, Enthusiasmus mit Nüchternheit, Glaube an das Wunder der Einswerdung mit praktischer Klugheit, ist das ökumenische Gebot der Stunde. Sinn für objektive Wahrheit und Sensibilität für das Gewissen und die Subjektivität der anderen sind gleichermaßen erforderlich.“

Wenn wir glauben, daß die Kirche kein bloßes Menschenwerk ist, dann entzieht sich auch ihr Einswerden der menschlichen, auch der ökumenischen Manipulation. Die Einheit der Kirche ist ein eschatologisches Ziel, allerdings: die ‚letzte Stunde‘ hat schon geschlagen!“

Christine Gleixner